

- Staub, R., Grundsätzliches zur Anordnung und Entstehung der Kettengebirge. Skizzen zum Antlitz der Erde, Kober-Festschrift, Wien 1953.
- Suess, E. u. Hauer, F., Ein geologischer Querschnitt der Alpen von Passau bis Duino. Sitzb. Ak. Wiss. Wien, math.-naturw. Kl. 1857.
- Trauth, F., Die geologischen Verhältnisse an der Südseite der Salzburger Kalkalpen. Mitt. Geol. Ges. Wien, 1916.
- Weigel, O., Stratigraphie und Tektonik des Beckens von Gosau. Jb. Geol. B. A. 1937.
- Wiche, K., Die Formentwicklung des Höllengebirges. Jb. d. oberöst. Musealver. 94, 1943.
- Zur Morphogenese der Gesäuseberge. Geograph. Studien, Sölk-Festschrift, Wien 1951.
- Wiche, K., Klimamorphologische und talgeschichtliche Studien im M'Gounggebiet. Mitt. Geogr. Ges. Wien, 1953.
- Wiltum, E., Geschichte der Dachsteingletscher bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Arnberger, E. u. Wiltum, E., Die Gletscher des Dachsteinstockes in Vergangenheit und Gegenwart. II. Teil, Jb. d. oberöst. Musealver. 98, 1953.
- Die Stellung der Dachsteinhöhlen in der Morphotektonik ihrer Umgebung. Mitt. d. Höhlenkom. Wien 1954.
- Die Dachsteinbreccie auf der Südseite des Kargebirges. Manuskript 1954.
- Winkler v. Hermeden, A., Die jungtertiären Ablagerungen an der Ostabdachung der Zentralalpen und das inneralpine Tertiär. In: Geologie von Österreich, Wien 1951.

Siedlungsgeographische Probleme in den Schlesisch-Mährischen Beskiden

Mit 1 Textkarte

Von Therese Pippan

Wenn es eine der vornehmsten Aufgaben der siedlungsgeographischen Forschung ist, die Siedlungsverhältnisse eines Gebietes in ihrer Abhängigkeit von den natürlichen Grundlagen zu untersuchen, so bilden die Schlesisch-Mährischen Beskiden ein besonders dankbares Objekt für derartige Untersuchungen, da hier, vor allem im östlichen Teil des Gebietes, noch primitivere Kulturzustände herrschen und daher die Siedlungen in stärkstem Maße an die physiogeographischen Bedingungen angepaßt sind¹. Die moderne Technik ist noch nicht überall eingedrungen, so daß sich da und dort ursprünglichere Siedlungsverhältnisse erhalten haben, wie sie uns in westlicheren Gebieten nicht mehr begegnen. Die Bevölkerung ging bei der Anlage der Siedlungen Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege und ließ sich hauptsächlich nur dort nieder, wo von Natur aus etwas günstigere Bedingungen gegeben waren. So lassen sich die Einwirkungen der morphologischen und topographischen Gegebenheiten auf die Entstehung der Siedlungen noch ganz besonders gut erkennen. Neben diesen rein natürlichen Bedingungen waren aber auch historische und ethnische Einflüsse, vor allem aber auch wirtschaftliche Verhältnisse von größter Bedeutung, insoferne diese Faktoren auf Lage, Dichte, Grundriß, Größe und Physiognomie der Siedlungen einwirkten und gerade von dieser Seite ergeben sich für die wissenschaftliche Untersuchung zum Teil recht eigenartige Probleme.

Die Grenzen des untersuchten Gebietes, das auf der beigegeführten Übersichtskarte dargestellt ist, sind folgende: Im E erstreckt es sich, noch das Solagebirge einschließend, bis zur Linie Kocierz-Targanice-Andrychów. Die Nordgrenze bildet bis Friedland an der Ostrawitza der mehr oder weniger scharf ausgeprägte, aber immer noch recht geschlossene Nordrand der Beskiden gegen das subbeskidische Hügelland. Westlich der Ostrawitza ist die isolierte Scholle des Ondřejnik noch zu den Beskiden zu rechnen, so daß auch Friedland und

¹ Verf. machte in diesem Gebiet mit einem Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Sommer 1943 durch fünf Monate landeskundliche Untersuchungen im Gelände.

Frankstadt als Siedlungen im Gebirge anzusprechen sind. Westlich Frankstadt verläuft die Grenze ungefähr mit der Bahnlinie bis Wal. Meseritsch, wo die Mährischen Beskiden auslaufen. Die Südgrenze ist mit den Längstälern der Unter-Beczwa, Bila und Černa gegeben. Dann verläuft sie längs der europäischen Wasserscheide zwischen Oder und Donau über Klein- und Groß-Polom nach Jablunkau und von hier durch die Istebner Senkenzone und mit dem Südrande des Saybuscher Beckens wieder nach Kocierz. Die Grenze zwischen Schlesischen und Mährischen Beskiden folgt dem Ostrawitzatal.

Da die physiogeographischen Verhältnisse des Gebirges einen ganz entscheidenden Einfluß auf die Siedlungen hatten, ist es nötig, kurz auf sie einzugehen.

Das Gebirge besteht hauptsächlich aus Sandstein, nur im südlichen Teil ist ein lebhafter Wechsel von Sandstein- und Schieferzonen zu beobachten. Die Böden sind daher im allgemeinen mäßig fruchtbar, besonders auf den steilen Hängen ist deren Bildung erschwert. Dies gilt in erster Linie für den durch den geologischen Bau und die morphologische Entwicklung bedingten schroffen Nordabfall der Beskiden, während die dem Schichtfallen folgende sanftere Südseite günstiger gestellt ist. Mit der Armut des Bodens hängt die große Verbreitung des Waldes zusammen. Die von Natur aus gegebene Asymmetrie der Beskiden bedingt einen auffälligen siedlungsgeographischen Gegensatz zwischen ihrer Nord- und Südseite. Dem nahezu völlig unbesiedelten Nordabfall steht die wesentlich dichter besiedelte Südabdachung gegenüber. Die Überschiebungslinie, die der Grenze des Sandsteins gegen die Teschener- oder Wernsdorfer-Schiefer folgt, ist gleichzeitig die Südgrenze des dicht besiedelten subbeskidischen Hügellandes gegen den fast siedlungsleeren, bewaldeten Nordabfall des Gebirges. Derselben Linie folgt auch die untere Grenze des zusammenhängenden Waldkleides.

Von großer siedlungsgeographischer Bedeutung sind die tektonisch-morphologisch bedingten Aufbruchszonen des Saybuscher Beckens, der Istebner Senke, des Olsatales und des Frankstädter Beckens, wo meist jüngerer, immer aber weniger widerständiges Material auf weiten Flächen unter der Schubdecke des Sandsteingebirges als Fenster zutage tritt und wo diese Gesteine in Verbindung mit Lößbedeckung und Flußaufschüttungen fruchtbaren Boden und damit der Besiedlung günstige Grundlagen bieten.

Weiteren Einfluß, besonders auf den Charakter mancher Siedlungen, hatte das Vorkommen von Toneisenstein in den Teschener- und Menilitschiefern, das die Grundlage für die Entwicklung von Industriezentren im Gebirge geboten hat.

Da den Schlesisch-Mährischen Beskiden infolge ihrer mäßigen Höhen (um 1000 m) eine selbständige Vergletscherung wohl völlig fehlte, sind sie ausschließlich durch Mittelgebirgsformen gekennzeichnet. Diese sanfte Formung, die vorherrschend mäßigen Böschungen, breite, flache Rücken, Gehängeverflachungen als eine Folge phasenhafter junger Hebung, die dichte Zertalung, niedere Terrassen und Schwemmkegel boten der Besiedlung auch innerhalb des Gebirges mannigfache Möglichkeiten. Die Hauptsiedlungsräume sind aber doch die Senkenzonen, in denen nicht nur geologisch und morphologisch, sondern auch siedlungsgeographisch, und zwar in bezug auf die Siedlungsdichte, die Zone des subbeskidischen Hügellandes weit ins Gebirge hineingreift.

Während nun die Beskiden im morphologischen Sinne durchaus ein Mittelgebirge sind, tragen sie merkwürdiger Weise im Hinblick auf die Vegetations-

verhältnisse schon nahezu den Charakter eines Hochgebirges. Das heißt, wir kommen von Höhen um 1000 m an vielfach aus dem Waldgürtel in eine Region des Krüppelwuchses; auf dem Radhošt ist in 1100 m Höhe schon echtes Nadelkrummholz zu beobachten. Darüber folgen dann auf den abgeflachten Rücken und Kuppen ausgedehnte Matten, die aber häufig auch auf den Gehängen anzutreffen sind. Ein selbständiger, geschlossener Mattengürtel über der Waldgrenze ist allerdings im Gegensatz zu alpinen Verhältnissen nicht vorhanden, sondern in einem und demselben Höhengürtel können Hochwiesen, Felder und Wälder nebeneinander vorkommen. Die Matten finden sich nun durchaus in einer Höhenlage, wo in bezug auf die physiogeographischen Bedingungen Waldbestände noch ohne weiteres möglich wären, denn die obere klimatische Waldgrenze liegt erst bei 1450—1500 m, während der höchste Gipfel der Schlesisch-Mährischen Beskiden, die Lysa Hora, nur 1325 m erreicht, also weit darunter bleibt.

Es fragt sich nun, wie diese Waldlosigkeit in größeren Höhen der Beskiden zu erklären ist und damit stoßen wir gleich auf eines der wichtigsten siedlungsgeographischen Probleme in diesem Gebiet, auf das später noch näher einzugehen sein wird. Es gibt wohl auch natürliche Faktoren, welche die Erhaltung dieser Hochmatten begünstigen. Das ist u. a. der starke Wind, der ständig über die waldfreien Gipfel hinwegbraust und die Windformen, sowie z. T. auch den Krüppelwuchs der Bäume bedingt. Dann ist die wasserundurchlässige, sehr dünne Bodenkrume dem Gedeihen hochstämmiger Bäume nicht günstig. Bei sanfter Neigung der Gehänge ist der Boden allzu feucht und bildet saure Wiesen und Hochmoore, bei starker Neigung wieder ist der Abfluß des Regenwassers zu rasch und die Böden sind sehr trocken. Diese natürlichen Faktoren mögen dazu beigetragen haben, die obere Waldgrenze herabzudrücken, aber durch sie allein kann ihre auffällig niedrige Lage nicht erklärt werden. Vielmehr war hier entscheidend die Tätigkeit des Menschen, der diese Matten im Interesse seiner Viehzucht schuf. Viehfraß und unvernünftige Waldrodung sind vor allem für die niedrige Lage der Waldgrenze in den Beskiden verantwortlich.

Die Bevölkerung dieses Gebirges hat im Laufe der Geschichte mehrfach gewechselt. Aus Ortsnamen und historischen Quellen wurde erschlossen, daß die Westkarpaten ursprünglich von keltischen Stämmen bewohnt waren. In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten und während der Völkerwanderung saßen hier Germanen. Noch vor der zweiten Lautverschiebung, wahrscheinlich bereits in der zweiten Hälfte des 6. Jh., wanderten die Slawen ein. Es waren tschechisch-wendische Stämme, die das Land friedlich in Besitz nahmen.

Die Besiedlung war zunächst noch recht spärlich, denn das Gebirge erfüllten ungeheure Wäler, selbst über den Jablunkau gab es damals keinen Verkehr. Die Slawen und wohl auch die früheren Volksstämme siedelten nur auf ursprünglich waldfreiem Boden, also im Gebirge in der Nähe der Flüsse. In der Umgebung des heutigen Saybusch bildeten sich einige polnische Dörfer. Auf dem Grojec südlich der Stadt konnte man die Reste einer altslawischen Burganlage feststellen. Auch die Gegend von Jablunkau dürfte schon einige Zeit vor der deutschen Kolonisation besiedelt gewesen sein. Die großen Senkenzonen zogen mithin recht bald die Besiedlung an sich.

Die deutsche Kolonisation zu Beginn des 13. Jh. drang vorwiegend längs der Senken- und Flußtäler ins Gebirge ein. Es wurden Städte und Dörfer nach deutschem Recht ausgesetzt und weite Flächen gerodet. Der Piastenfürst Kasimir legte zu Beginn des 13. Jh. das Dorf Weichsel im Weichseltal und Nawsi

im Olsatal an. Im Gebirge war meist nur der Lokator ein Deutscher, der mit polnischen Kolonisten siedelte. Im Saybuscher Becken war Bistrai das letzte südlichste Dorf, das mit deutschen Siedlern angelegt wurde. Die Bevölkerung der übrigen neugegründeten Dörfer, die weiter südlich lagen, war polnisch. Bei einigen dieser Orte ist am polnischen Namen noch der deutsche Gründer zu erkennen: Łodygowice = Ludwigsdorf, Pietrzykowice = Petersdorf. Im Olsatal kolonisierte im 14. Jh. ein Deutscher namens Peter Groos mit polnischen Bauern und gründete die Orte Lischna und Wendrin. Nach Hanslik (6) wurden die polnischen Dörfer gesetzlich vom Herzog auf die von ihm gegründete deutsche Stadt angewiesen.

Saybusch wurde noch vor 1327 als deutsche Stadt angelegt. Auch Jablunkau dürfte schon um 1300 bestanden haben und verdankt seine Entwicklung der Lage am Paß. Diese Stadt hatte wie Teschen Löwenberger Recht, Saybusch wurde nach Auschwitzer Recht gegründet. Die Siedlung entstand wohl als Zentrum des Beckens, begünstigt durch die Lage an den Straßen über Zwardon und den Polhora Paß nach dem damaligen Ungarn, wenn auch diese beiden Pässe lange nicht die Bedeutung des Jablunkau Passes erreichten. Es entstand hier in Saybusch eine Warenniederlage für den ungarisch-polnischen Handel mit Kupfer, Blei und Salz. Städtisches Leben beginnt allerdings erst im 15. Jh. und stirbt bald wieder ab. Reste einer einstigen kurzen Blüte sind die stattliche Pfarrkirche und ein alter Glockenturm, sonst aber macht Saybusch heute einen recht wenig städtischen Eindruck.

Das Deutschtum im Saybuscher Becken konnte sich nicht lange halten. Schon im späteren 14. Jh. hörte nämlich der Zustrom von Deutschen ins Gebirge auf und als dann 1461 der Herzog Johann von Böhmen das Herzogtum Auschwitz an Polen verkaufte, so daß mit dem Gebiet östlich der Biala auch das Saybuscher Becken ganz unter polnischen Einfluß geriet, konnte sich die Polonisierung sehr rasch durchsetzen. Daß das Deutschtum auch im Olsatal so rasch verschwand, bleibt schwer zu erklären, da das Gebiet als Teil des Herzogtums Teschen doch unter deutschem Kultureinfluß stand. Jedenfalls war im 15. Jh. die Bevölkerung der Schlesischen Beskiden nahezu völlig polonisiert.

In Mähren erwarb sich der Bischof Bruno von Olmütz im 13. Jh. große Verdienste um die Besiedlung der Beskiden. Unter ihm wurden die Täler des Gebirges mit deutschen und tschechischen Siedlern kolonisiert. Der Bischof ließ im Gebiet zwischen Wal. Meseritsch und Mistek den Wald roden und gründete an 200 Ortschaften.

Auch die mährischen Städte entwickelten sich in den Senken des Gebirges. Roznau, in der Bezwasenke gelegen, gründete angeblich 1267 der Olmützer Bischof Bruno als deutsche Stadt. Frankstadt wurde 1299 durch den Olmützer Bischof Dietrich angelegt. Die Siedlung hieß nach dem Lokator ursprünglich Pharkastat. Seit 1584 ist der heutige Name urkundlich bezeugt. Frankstadt entstand im Zentrum eines kleinen, fruchtbaren Beckens, im Schnittpunkt lokaler N—S und W—E gerichteter Verkehrswege. Wal. Meseritsch wird schon 1275 als Stadt urkundlich genannt. Sie hat eine bedeutende Verkehrslage in der Bezwasenke an der Straße über den Vlára Paß ins Waagtal mit Verbindungen nach Hullein, Mähr.-Weißkirchen, Frankstadt und Roznau.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß die Städte der Schlesisch-Mährischen Beskiden ausschließlich in Senkenzonen und mit Ausnahme von Roznau, das sich als Kurort entwickelte, an Punkten von gewisser verkehrsgeographischer Bedeutung entstanden. Ihr Auftreten hängt unmittelbar mit dem

Eindringen der deutschen Kolonisation zusammen. Alle tragen daher auch den Charakter ostdeutscher Kolonisationsstädte mit dem Ring in der Mitte, von dem die Straßen ausgehen. Bei der Gründung dieser Städte wurde wohl fast immer an einen bereits vorhandenen Ort angeknüpft und dieser Ort dann mit deutschem Stadtrecht begabt.

Zwischen dem 14.—16. Jh. setzte eine neue Kolonisationswelle ein, welche nun sehr im Gegensatz zu der früheren nicht die Täler und Senken, sondern, da hier meist kein Platz mehr vorhanden war, das Gebirge selbst erfaßte. In jenen Jahrhunderten wanderten aus Siebenbürgen die Rumunen oder Walachen aus und drangen als Schafhirten längs der Karpaten bis in die Mährische Walachei vor. Diese Bergbevölkerung, die sich allerdings sehr stark mit eingeseenen Elementen vermischte, trägt in den Schlesischen Beskiden den Namen Goralen, in den Mährischen Beskiden Walachen. Ihre Herkunft und die Rolle, die sie bei der Besiedlung des Gebirges spielte, ist, um mit S a w i c k i (19) zu sprechen, eines der wichtigsten Probleme der modernen Ethnologie. Wir haben uns hier mit dieser Frage näher zu befassen, weil die Goralen und Walachen durch ihre kolonisatorische Tätigkeit das siedlungsgeographische Bild des Gebirges stark beeinflussten.

Die Mehrzahl der Forscher nimmt einen Zusammenhang der Goralen und Walachen mit den Rumänen an. Diese sind nämlich in den Karpaten das charakteristische Hirtenvolk, welches hier im allgemeinen erst seit dem 13. und 14. Jh. die Bergweiden mit den primitiven Saisonsiedlungen einführte und ausgedehnte Wanderungen unternahm. 1865 behauptete J i r e č e k als erster die rumänische Abstammung der Walachen. Nach F i s c h e r (4) und anderen Forschern stammen die heutigen rumänischen Walachen von den Balkan-Thrakern ab, welche als räuberische Hirten auf den Höhen des Balkan hausten und ein halb oder ganz nomadisches Leben führten. Während der Römerherrschaft wurden sie romanisiert. Diese Thrakoromanen mischten sich dann seit dem 5. Jh. mit den Slowenen. Dadurch entstand das Volk der Walachen. „Vlach“ bedeutet bei den Balkanvölkern Berghirte. Um 1000 wanderten die Walachen über die Donau ins Banat und nach Siebenbürgen. Sie bewohnten hier Ortschaften, denen ein Stammes- oder Dorfältester als Richter vorstand. Mehrere solcher Richter unterstanden einem Woiwoden. Die Walachen waren dann nicht mehr ausschließlich Hirten, sondern betrieben in der Ebene und im Hügelland auch Anbau. Im Sommer wanderten sie mit ihren Schafherden von den Niederungen auf die Hochweiden im Gebirge und im Herbst wieder zurück.

Von Siebenbürgen aus unternahmen die rumänischen Walachen ihren Wanderweg nach NW bis in die Mährische Walachei. In Ostgalizien erfolgte ihre Ansiedlung bereits um die Wende des 13. Jh. Im Heere Ludwigs des Großen, der 1350 gegen Litauen zog, befanden sich viele walachische Kriegshaufen. Diese ließen sich auf ihrem Rückweg vielfach im menschenleeren Gebirge nieder und rodeten den Wald. Die Walachen leisteten auch den Fürsten von Oppeln große Dienste und bekamen dafür Land in den Beskiden zugewiesen. Das ist urkundlich belegt. Diese walachischen Kolonisten hatten den militärischen Besatzungen in den galizischen Städten einen eventuellen Rückzug nach Ungarn zu sichern. Auch der Polenkönig Ladislaus III., der 1440 in Ungarn zur Regierung kam, begünstigte die Walachen und schenkte ihnen Land im Gebirge mit der Absicht, dieses wüste Gebiet zu besiedeln und dadurch seine Einkünfte zu heben. Die walachische Kolonisation setzte sich durch das 16. bis ins 17. Jh. fort. In welchem Zeitpunkt sie bis nach Mähren vorgedrungen war, ist nicht mehr

genau festzustellen. Jedenfalls soll sich hier der größte Teil der rumänischen Hirten niedergelassen haben. Von ihnen erhielt auch das Land an den Beczwaflüssen oberhalb Wal. Meseritsch den Namen Mährische Walachei.

Bemerkenswert ist, daß die Istebner Furche und das Längstal der Unterbeczwa oberhalb Roznau im Gegensatz zu den anderen Senkenzonen des Gebirges eine relativ späte Besiedlung erfuhren, nämlich erst zur Zeit der walachischen Kolonisation. Unter-, Mittel- und Oberbeczwa wurden in der Zeit zwischen dem 16.—18. Jh. von Roznau aus gegründet. Diese Siedlungen des Beczwatales und des benachbarten Gebirges umfassen sehr große Gebiete. Ihr Zentrum sind meist nur kleine Häusergruppen, die übrigen Siedlungen liegen als Weiler oder Einzelhöfe lose über die Gehänge verstreut. Es handelt sich um reine Rodesiedlungen, worauf der Name *Paseke* hindeutet. Das Wort hängt nämlich mit *sekati* = aushauen zusammen. Das ganze Gebiet des mährischen Grenzgebirges gegen die Slowakei ist sehr im Gegensatz zu den von Deutschen besetzt gewesenen übrigen Grenzgebirgen der Sudetenländer schon seit Jahrhunderten durchweg von Slawen besiedelt. Die Erklärung dieses Ausnahmefalles ist nach *Sawicki* (19) wohl darin zu suchen, daß die Tschechen und Walachen hier den Rückhalt am geschlossenen slawischen Volkstum in der Slowakei fanden und nicht an ein zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet grenzten. Das Solatal oberhalb Saybusch wurde erst im 16. Jh. von den Walachen besiedelt, die Senkenzone von Istebna im 17. Jh. Zur selben Zeit entstanden *Milówka* und *Kamesznica*. Es ist nicht verständlich, weshalb die bequeme südliche Senkenzone der Beskiden, die heute eine ganz beachtlich dichte Bevölkerung aufweist, so verhältnismäßig spät besiedelt wurde.

Die große siedlungsgeographische Bedeutung der walachischen Einwanderung ins Gebirge lag nun darin, daß diese Siedler in tieferen Lagen Dauersiedlungen gründeten und im Zusammenhang mit dem eigenartigen Hirtenwesen, das sie mitbrachten, die hochgelegenen Gehängeverflachungen, die breiten, verflachten Rücken und Gipfel der Beskiden rodeten, um Weideplätze für ihre Schafe zu gewinnen und dort auch einfache Hirtenbehausungen, die sog. *Salasche*, als Saisonsiedlungen anlegten. In der Zeit der walachischen Kolonisation hatte das Hirtenwesen in den Bergen große Bedeutung und spielte sich nach uralten Gesetzen und Gewohnheiten ab, besonders aber in den Saisonwanderungen von Mensch und Tier. Zu Beginn des Sommers zog man von den Dauersiedlungen auf die Hochweiden, um die Sommermonate im *Salasch* zu verbringen. Diese Verhältnisse muten für ein niedriges Mittelgebirge doch recht eigentümlich an, denn solche Hirtenwanderungen sind an sich nur in Bergen üblich, welche sich höher über die Waldgrenze erheben und eine natürliche Mattenregion besitzen. Die ständig bewohnten Siedlungen müssen bedeutend niedriger liegen als die Waldgrenze und die Hochweiden. In den Beskiden aber ragen z. T. schon Gipfel mit 700—800 m über die Waldgrenze auf und die obere Grenze der ständig bewohnten Siedlungen, der *Paseken*, reicht vielfach in diese Mattenzone hinein. Es ist ganz klar, daß eine Almenregion in den Beskiden von Natur aus eben nicht vorhanden war, sondern erst durch die einwandernden Hirten geschaffen wurde.

Recht aufschlußreich für die später zu erörternde Frage der Herkunft der *Goralen* und Walachen ist die Tatsache, daß Rechtsverhältnisse und Organisation des Hirtenwesens recht genau mit den Verhältnissen bei den Walachen in Rumänien übereinstimmten. Seit dem 16. und 17. Jh. wurden in der Mährischen Walachei, aber auch in den Schlesischen Beskiden *Woiwoden* (= Herzoge) er-

wähnt, die sich entweder die Almenteilhaber selbst bestellten oder die von der Grundherrschaft, der die Almengründe gehörten, an die Spitze der Almwirtschaft gestellt wurden und deren Obhut die Salasche anvertraut waren. In Hutisko im Beczwatal war der Sitz eines solchen Woiwoden, ferner in Mosty, Lomna, Jablunkau, Ostrawitz, Ellgoth und Weichsel. Im schlesischen Gebiet waren sie vom Herzog von Teschen ernannt worden. Die Woiwoden hatten die Kontrolle über das gesamte Hirtenwesen und übten auch eine Gerichtsbarkeit, besonders über Grenzvergehen, aus, wobei sie nach walachischem Recht urteilten.

Das Hirtenwesen konnte sich aber in den Beskiden nicht bis heute erhalten. Schon seit dem 18. Jh. setzte allmählich der Rückgang ein, und zwar erfolgte er hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen. Den Hirten wurden von Seiten der Ackerbauer, vor allem aber der Waldbesitzer, immer größere Schwierigkeiten bereitet. Nach Aufhebung der Fron und Regelung der Servituten wurde es verboten, das Vieh in den Wäldern zu hüten, was in den Westbeskiden, wo es zu wenig Almen gibt, das Hirtenwesen zugrunde richtete. Dazu kamen die Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung, die Konkurrenz billiger, überseeischer Baumwolle, zu hohe Steuern für die Fütterung des Viehs im Wald und hohe Strafen für Kulturschäden. So mußte das extensive System der Almenwirtschaft, das durch die geographischen Verhältnisse nur ungenügend vorbedingt war, mit dem Fortschreiten der Zivilisation, im Zuge der Rationalisierung der Wirtschaft immer mehr der Ackerkultur weichen. Um die Mitte des 19. Jh. wurde die Zahl der Schafe noch mit 60.000 angegeben, 1910 waren es nur mehr 4400. Der Kampf spielte sich besonders mit den Hütern des Waldes ab und bezog sich auf die Weidrechte. Dazu verlor die Bevölkerung allmählich den Hang zum Hirtenleben und suchte vielfach andere Erwerbsmöglichkeiten. Die Almen wurden in Mähwiesen verwandelt. Die Talbauern begannen infolge zunehmender Verdichtung der Bevölkerung in den Tälern durch sog. Pasekenkolonisation weiter aufwärts ins Gebirge vorzudringen, viele Salasche wurden in Dauersiedlungen verwandelt und damit die obere Grenze der ständigen Siedlungen emporgetrieben. Dieser Prozeß war für die heutigen siedlungsgeographischen Verhältnisse von größter Bedeutung. Seit dem 19. Jh. bekamen die Bauern gegenüber den Hirten völlig die Oberhand und der Untergang des Hirtenwesens ist seither so ziemlich besiegelt. Nur in den Hohen Beskiden erhielten sich einzelne größere Salaschbetriebe, aber die früheren Formen, der festliche Auftrieb ist verschwunden. Wenn heute auch das Hirtenwesen sehr zurückgegangen ist, so blieben doch Spuren davon in der Hirtenterminologie und im Hirtenbrauchtum erhalten. Außerdem hatte es Bedeutung für das heutige Siedlungsbild, weil die Salasche vielfach die Grundlage für die Entstehung von Dauersiedlungen boten und dadurch jene merkwürdige obere Siedlungszone in den Beskiden entstand, von der noch zu sprechen sein wird.

Es bleibt nun noch zu erörtern, ob sich die Träger der walachischen Kolonisation in ihrer Eigenart erhielten. Da muß zunächst festgestellt werden, daß sie sprachlich völlig im polnischen und tschechischen Volkstum aufgingen, d. h. die Goralen sprechen polnisch, die Walachen tschechisch. Von polnischer wissenschaftlicher Seite her versuchte man, die Goralen nach ihrer Sprache, der Männertracht und dem Typus des Hausbaues in mehrere Gruppen zu gliedern. Diese Einteilung weicht aber bei den einzelnen Autoren stark ab und sie hat heute kaum noch praktischen Wert, da sich die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Stämme mit dem Vordringen des modernen Verkehrs und ihrer starken gegenseitigen Durchdringung völlig verwischten und daher in der Praxis eine

Gliederung in Stämme kaum mehr möglich ist. Infolge der großen wirtschaftlichen Bedrängnis, starker Bevölkerungszunahme und des dadurch bedingten Landmangels sowie durch das Verschwinden der Schafzucht, gingen viele Goralen und Walachen als Arbeiter ins Ausland und büßten dort ihre heimatliche Tracht und Sprache völlig ein. So ist auch heute in den Beskiden kaum mehr etwas von der schönen, malerischen Tracht dieser Leute zu sehen. Nur die eigenartigen Hausformen erhielten sich noch in Orten, die weit im Gebirge liegen, besonders schön in Istebna und einigermaßen auch in Kocierz südlich Kęty.

Mehr berechtigt ist eine Gliederung der Goralen, die von polnischen Forschern, vor allem von Taiko-Hrincewicz (23) auf Grund anthropologischer Untersuchungen vorgenommen wurde. Er gliederte sie in die eigentlichen Goralen, d. i. die Bergbevölkerung der Höhen, und in die Podgorzanen, die Bevölkerung der tieferen Regionen. Die Goralen sind nicht viel größer, aber betonter kurzköpfig, schmalgesichtiger und schmalnasiger als die Podgorzanen. Die eigentlichen Bergbewohner sind ihrem Aussehen nach recht einheitlich: hohe, gerade oder gelegentlich hakige Nase, kräftige Jochbögen, ausgeprägte Überaugenbögen und tiefliegende Augen, die dem Gesicht einen Ausdruck von Kraft und Energie verleihen. Die Untersuchungen von Taiko-Hrincewicz ergaben einen unzweifelhaft dinarischen Gehalt in der rassischen Zusammensetzung dieser Bevölkerung, der bei den eigentlichen Höhenbewohnern noch stärker ist als bei den Podgorzanen. Die Goralen empfinden den dinarischen Typ als ihr Ideal. Der reine Typ der eigentlichen Goralen blieb in Istebna recht gut erhalten. Um Jablunkau herum ist die Durchdringung mit den Podgorzanen viel stärker. Anthropologisch bilden die Goralen ein dinarisch-osteuropäisches Gemenge mit geringem alpinem Einschlag und ähnliches gilt wohl auch für die Walachen Mährens.

Dieser anthropologische Befund ließe sich siedlungsgeschichtlich erklären, wenn wir tatsächlich berechtigt sind, anzunehmen, daß es rumänische Hirten waren, die auf den Höhen der Karpaten nach W wanderten und die Hochweiden besetzten, während aus dem Vorland polnische oder tschechische Bauern in den Tälern aufwärts siedelten. Der dinarische Einschlag wäre dann auf Bevölkerungselemente aus dem Balkan zurückzuführen.

Es ist aber nun die große Streitfrage, ob tatsächlich eine solche Völkerwanderung in den Karpaten anzunehmen ist. Schon frühzeitig erregte der große Gegensatz zwischen dem nomadischen Hirtenleben und seinen Eigenarten und der sesshaften Ackerbaubevölkerung in den Beskiden die Aufmerksamkeit der Forscher. Zwei Hypothesen, die allerdings eine gemeinsame Grundlage haben, stehen sich schroff gegenüber. Beide anerkennen, daß das ganze Schafhirtenwesen eine Reihe von rumänischen Elementen aufweist, deren ostkarpatische Herkunft sicher ist. Rumänische Bezeichnungen für Gegenstände des Hirtenlebens, dessen Organisation und Rechtsverhältnisse, die Hausformen und ethnographische Eigentümlichkeiten erinnern an die Ostkarpaten. Nur über die Art und Weise, wie man sich die Übertragung dieser Elemente nach W vorstellt, sind die Meinungen geteilt.

Eine Hypothese glaubt an bloße Kulturübertragung von Volk zu Volk ohne Annahme einer direkten Einwanderung von Bevölkerungselementen aus Rumänien, die zweite aber nimmt eine beträchtliche ethnische Einwanderung an. Nach dieser letzteren Auffassung vermischte sich das Wandervolk mit den Polen und Tschechen, nahm deren Sprache an und übertrug auf die einheimische Bevölkerung die aus Rumänien mitgebrachten Kulturformen.

Miklosich (16) hat um 1880 diese zweite Hypothese besser begründet. Nach ihm läßt sich die rumänische Hirtenterminologie durch polnische, slowakische und ruthenische Landschaften bis Rumänien verfolgen. Die Bergnamen Gruń, Kyčera, Magura, die in den Beskiden so häufig vorkommen, sind rumänischen Ursprungs. Die Benennung der von der Kolonisation des 12. und 13. Jh. nicht erreichten Berge erfolgte jedenfalls durch ein Volk, das der rumänischen Sprache mächtig war und die in der Heimat gebräuchlichen Namen dorthin übertrug. Das wichtige Argument, daß die Bergspitzen erst im 16. Jh., und zwar rumänisch benannt wurden, spricht nach Sawicki (19) sehr für die Hypothese einer tatsächlichen rumänischen Einwanderung. Auch in Volksliedern und Kinderspielen erhielten sich rumänische Ausdrücke. Topographische Namen, Volkslieder und Kinderspiele können nach Sawicki (19) wohl nicht gut durch Kulturübertragung, wie die erste Hypothese annimmt, rumänische Elemente in sich aufgenommen haben.

Auch das sehr plötzliche Auftreten der Almwirtschaft spricht für die Einwanderungstheorie. Ende des 15. und anfangs des 16. Jh. tauchen in Mähren und Schlesien plötzlich Woiwoden, Walachen, Salasche auf und erfährt das ganze Land eine wirtschaftliche Umwälzung. Sehr rasch entwickelte sich die Almenwirtschaft zu hoher Blüte und wurde fast zur herrschenden Wirtschaftsform. Durch eine bloße Kulturübertragung wäre dieses plötzliche Auftauchen nicht gut möglich. Die ganze Bewegungswelle pflanzte sich durch fünf Völker in den Karpaten fort und steht nach Sawicki (18) mit der Übertragung rumänischen Hirten- und Almenwesens nach den Westkarpaten in ursächlichem Zusammenhang. Ein weiteres Argument für die Einwanderungshypothese ist die Tatsache, daß die Hochweiden und damit die ganze Weidewirtschaft und Hirten-siedlung in den Beskiden eine durchaus künstliche Schöpfung ist. Sie wurde wohl aus Rumänien eingeführt, wo in den viel höheren Südkarpaten solche Weiden unter natürlichen Bedingungen vorhanden sind, da das Gebirge über die klimatische Waldgrenze hinausreicht. In den Beskiden gab lediglich das Auftreten von Kamm- und Gehängeverflachungen eine gewisse natürliche Grundlage für die Schaffung von Hochweiden und ermöglichte es den Wanderhirten, die heimische Wirtschafts- und Siedlungsform bis in die Westkarpaten zu verpflanzen. Eine der wertvollsten Stützen für die Einwanderungshypothese lieferte aber wohl die schon erwähnte anthropologische Untersuchung, die einen dinarischen Einschlag der Bergbevölkerung nachweisen konnte. Des Interesses halber sei angeführt, daß die polnischen Anthropologen Tałko-Hrincewicz (23) und Udziała (24) in ihren einschlägigen Arbeiten nichts von einem möglichen Zusammenhang der Goralen mit den Rumänen erwähnen. Die polnischen Geographen Lencewicz (11) und Sosnowski (22) aber verweisen auf die Beziehungen zu Rumänien. Jedenfalls sind zur restlosen Klärung der Frage über die Herkunft der Goralen und Walachen noch eingehende Untersuchungen in allen Zwischengebieten von Mähren bis Rumänien nötig. Dann erst kann, wie Sawicki (19) sagt, eines der interessantesten Kolonisation- und Kulturprobleme Mitteleuropas gelöst werden.

In bezug auf die Lage der Siedlungen in den Beskiden ist vor allem auf das Vorhandensein der merkwürdigen oberen Siedlungszone einzugehen, auf die bereits Leszczycky (13) ausdrücklich hingewiesen hat. Diese obere Siedlungszone tritt in den gesamten Beskiden auf und läßt sich auch schon auf der Josefinischen Aufnahme gut verfolgen. Sie liegt etwa 150—200 m über den Tal- oder unteren Gehängesiedlungen und ist meist durch eine breite Waldzone,

die besonders die steilen Gehängepartien einnimmt, von ihnen getrennt. Selbstverständlich fällt sie mit Rodungsflächen zusammen. Besonders schön läßt sich die obere Siedlungszone in Gebieten des Gebirges mit gegen S exponierten Gehängen beobachten. Beispiele dafür gibt uns das Solagebirge mit seinem Abfall gegen das Saybuscher Becken, das Weichselgebirge zwischen Saybuscher Becken und Brennatal, wo sie auf den Verflachungen des Südgehänges von Blatnia, Klimczok und Magura zwischen 800—900 m gelegen ist, von der unteren Siedlungszone sehr deutlich durch einen siedlungsleeren, breiten Waldstreifen getrennt. Im Lomnatale läßt sich die obere Siedlungszone in Höhen um 700 m beobachten und ebenso am NW-Hang der Lysa Hora. Eine sehr schön ausgeprägte Höhensiedlung liegt auf dem flachen Rücken zwischen Weißen Kreuz und Oberalthammer (Ostrawitzatal) in über 800 m Höhe. Es ist das Dorf Gruń. Die geschilderten Höhensiedlungen sind auch auf der beigegeführten Übersichtskarte gut zu erkennen.

Überall fällt die obere Siedlungszone mit verflachten Gipfeln und Rücken oder hochgelegenen Gehängeverflachungen zusammen. Sie ist also in ihrem Auftreten zunächst durch die besonderen morphologischen Verhältnisse in den Beskiden begünstigt. Dazu kommen aber noch historische Ursachen. Die rumänischen Hirten fanden bei ihrer Einwanderung die Täler schon besetzt vor und mußten daher in höheren Lagen des Gebirges siedeln, wobei sie natürlich besonders günstige, d. h. möglichst flache Stellen auswählten. Auf den höher gelegenen Verflachungen und in der Kammregion handelte es sich freilich zunächst wohl nicht um Dauersiedlungen, sondern hier wurden nur die Salasche für den sommerlichen Weidebetrieb angelegt und der Wald ringsum abgeholzt, um Weideflächen zu bekommen. Mit zunehmender Verdichtung der Bevölkerung wurden die Salasche von unten her zunächst in Salasche mit Ackerbetrieb und schließlich in ständig bewohnte Siedlungen, sogen. P a s e k e n, umgewandelt, die dann von Ackerbauern bewohnt waren. So wurden immer höhere Regionen des Gebirges in die Dauersiedlungen einbezogen. Dieser Prozeß erfolgte in engstem Zusammenhang mit dem allmählichen Verschwinden des Hirtenwesens und dem Vordringen der Ackerbauer. Eine Erinnerung daran, daß die Paseken aus den Salaschen hervorgingen, ist in der Tatsache zu sehen, daß auf ihnen noch etwas Schafzucht betrieben wird. Die obere Siedlungszone ist somit heute zu einem sehr großen Teil mit Dauersiedlungen besetzt, die sich aus den Saisonsiedlungen entwickelten.

Die Siedlungsdichte der Beskiden ist erstaunlich hoch und läßt sich nur mit der relativen Bedürfnislosigkeit eines großen Teiles der Bevölkerung erklären. Sehr auffällig ist der Gegensatz zwischen dem siedlungsarmen Gebirge und den dicht bevölkerten breiteren Tälern und Senken (siehe Übersichtskarte). Um das Weichselgebirge legt sich eine zusammenhängende Zone intensiver Besiedlung. Sie wird gebildet vom subbeskidischen Hügelland, dem Saybuscher Becken, der Istebner Senke und dem Olsatal. Mitten in diesem Ring großer Siedlungsdichte liegt das größte, geschlossene Waldgebiet der Schlesischen Beskiden im Bereiche der Barania, wo man noch stundenweit gehen kann, ohne auf eine Siedlung zu treffen.

Daß die Senken und Täler eine bedeutend größere Siedlungsdichte aufweisen als das Gebirge, ist selbstverständlich. Besondere Verhältnisse liegen aber in der Senkenzone von Istebna vor, denn sie wird nicht von einem zusammenhängenden Talzug benützt, sondern stellt ein Gebiet dar, das nur relativ niedriger gelegen ist als die Schlesischen Beskiden im N und die Hohen Beskiden im S. Sie wird

größtenteils von einem Hügelland eingenommen, das teilweise bis gegen 900 m Höhe erreicht. Daß diese Landschaft trotzdem so dicht besiedelt ist, erklärt sich wohl aus dieser verhältnismäßig geringeren Höhenlage innerhalb des Gebirges, aus der günstigeren Bodenbeschaffenheit infolge eines lebhafteren Wechsels von Sandstein und Schiefer in einer geologischen Schuppenzone (an der Nordstirn der Maguradecke), sowie aus den dadurch bedingten sanfteren Geländeformen. Außerdem mag eine gewisse Verkehrsbedeutung hinzukommen, da die Senkenzone die Verbindung zwischen oberem Sola- und Olsatal ermöglicht und zum Jablunkau Paß führt. Alle diese Umstände zusammen förderten wohl die stärkere Rodung und Besiedlung dieses Gebietes.

In den Mährischen Beskiden liegen im Bereich der Istebuer Gesteine die Zonen größerer Siedlungsdichte, worauf schon H. Beck in seinen Erläuterungen zur Geologischen Karte der Westbeskiden, Wien 1932, hinwies, in den schiefrig ausgebildeten Gesteinspartien, während die Sandsteingebiete größtenteils bewaldet sind. Da Sandstein und Schiefer sehr rasch wechseln, ist das ganze Gebirge hier viel stärker durchsiedelt, als dies im Bereich des Godulasandsteins der Fall ist. Eine Ausnahme bildet allerdings das Černatal. Obwohl es ein Längstal und durchweg in Schiefer eingesenkt ist, hat es nahezu gar keine Besiedlung. Vielleicht handelt es sich hier um ein Stück sehr konstant gebliebenen Grenzwaldgebietes aus früherer Zeit.

Ein bemerkenswerter Unterschied in der Siedlungsdichte besteht zwischen dem Čeladna- und Ostrawitzatal, obwohl es sich um unmittelbar benachbarte Täler handelt. Das Ostrawitzatal ist bis südlich der Ortschaft Ostrawitzta recht dicht besiedelt und auch weiter im Innern finden sich noch geschlossene Ortschaften, wie Oberalthammer und Bila. Im ganzen Talverlauf setzt die Besiedlung kaum einmal auf größere Strecken aus, nur in der gesteinsbedingten Talenge ist sie spärlich. Im Čeladnatal dagegen findet sich lediglich am Talausgang das Dorf Čeladna und gegen das Quellgebiet haben wir einige kleine Höhengründungen in einer Ausräumungszone, während die ganze Talstrecke innerhalb des Godulasandsteins völlig siedlungsleer ist. Diese Tatsache wird sich wohl dadurch erklären lassen, daß das Ostrawitzatal doch verkehrsgeographisch eine größere Bedeutung hat als das Čeladnatal, da von hier aus eine Straßenverbindung über den Kornica Paß nach Turzovka im Kisucatal besteht, während das Čeladnatal eine Sackgasse darstellt. Dazu ist der Talboden des Čeladnatales im Godulasandstein so schmal, daß nur noch die Straße neben dem Bach Platz findet. Diese schmale Talsohle hängt mit dem geringeren Wasserreichtum des Čeladnabaches zusammen. Daß das Ostrawitzatal früher neben der Verkehrsbedeutung auch eine gewisse strategische Wichtigkeit hatte, zeigt die alte Befestigung an der Mündung der Rečica. Hier heißt es noch heute „bei den Schanzen“. Außerdem ging bei Althammer einmal ein Bergbau auf Eisen um, der vielleicht auch so manche Siedler ins Gebirge lockte. Die größere siedlungs- und verkehrsgeographische Bedeutung des Ostrawitzatales wird auch durch das Vorhandensein der Stichbahn Friedland—Bila betont.

Eine Reihe von Problemen ergibt sich auch beim Studium der Dorf- und Flurformen, die recht charakteristisch im Gelände verteilt sind. In den Tälern und Senken der Schlesischen Beskiden herrschen die Waldhufendörfer, während die Höhen und Gehänge von Streusiedlungen eingenommen sind. In Mähren aber finden sich im Innern des Gebirges sowohl in den Tälern als auch auf den Gehängen die Streusiedlungen und Waldhufendörfer kommen nur am Rande des Gebirges vor.

Die Entstehung der Waldhufendörfer wird auf die deutsche Kolonisation zurückgeführt. Doch kann man in den Beskiden nicht ohne weiteres behaupten, daß das Auftreten dieser Dorfform unmittelbar auf die deutsche Gründung der betreffenden Siedlung schließen läßt, denn wir finden solche Dörfer im Innern des Gebirges, bis wohin überhaupt keine deutsche Kolonisation vorgedrungen ist und wo die Besiedlung erst sehr spät, nämlich im 16. und 17. Jh. durch die Walachen erfolgte. Es ist da etwa an die Orte der Istebner Senke zu denken. Obwohl nun hier von deutscher Gründung keine Rede sein kann, haben wir es doch mit ausgesprochenen Waldhufendörfern zu tun. Als Beispiele wären Szare oder Istebna zu nennen. Es war nun in der Kolonisationsgeschichte der Beskiden so, daß der deutschen Kolonisation im polnischen Gebiet eine slawische Kolonisation folgte, welche auch das bisher kaum besiedelte Gebirge ergriff und die sich des Waldhufendorfes bediente. Man muß wohl annehmen, daß die kolonisierenden Polen oder Walachen ihre Dörfer eben nach deutschem Muster errichteten, zumal es sich bei dem großen Waldreichtum der neu kolonisierten Gebiete durchaus um Rodesiedlungen handelte und daher die deutsche Siedlungsform als sehr zweckmäßig empfunden werden mußte. Diese Ansicht wird auch von Z a b o r s k i (26) und K u h n (9) vertreten. Freilich wurde später die von den Deutschen übernommene Form der Flureinteilung insoferne abgeändert, als infolge des slawischen Erbrechtes, wonach alle Kinder erbberechtigt sind, die großen deutschen Hufen alsbald in kleine Querstreifen aufgeteilt wurden und im Laufe der Zeit diese einzelnen Parzellen der Hufe an verschiedene Besitzer kamen, so daß das charakteristische Merkmal der Waldhufe, der geschlossene Grundbesitz im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Hof völlig verloren ging. Derselbe Vorgang ereignete sich selbstverständlich auch bei den ehemals deutschen und später polonisierten Dörfern. Man kehrte wieder zur Gemengelage der Flur zurück. So kam es zu einer weitgehenden Zersplitterung der Flurstreifen, die in den Beskiden als etwas typisch Slawisches anzusehen ist. Die Äcker eines Besitzers sind hier oft sogar über mehrere Gemeinden verstreut. So hat sich im Siedlungsbild nach außen hin wohl noch das Gepräge des Reihendorfes und der Streifenflur erhalten, doch die tatsächlichen Besitzverhältnisse stimmen mit diesem äußeren Bild nicht überein. Man ist zu dieser ursprünglichen Flureinteilung zurückgekehrt, obwohl die Streifenflur im Waldgebirge eine viel rationellere Bewirtschaftung ermöglicht. Die uralte Erbsitte war aber so stark, daß man auf wirtschaftliche Vorteile verzichtete.

In sehr vielen Fällen wurde das Reihendorf im Laufe der Zeit stark ausgebaut und nur mehr an der Flurform ist die ursprüngliche Dorfanlage zu erkennen. Das gilt z. B. für Ludwigsdorf bei Saybusch. Auf der Josefinischen Aufnahme ist diese Siedlung noch ein ausgeprägtes Reihendorf, während sie heute ganz haufendorfähnlich geworden ist. Ähnliche Verhältnisse liegen bei Milówka, Ustron, Kunzendorf bei Frankstadt und vielen anderen Orten vor.

In den Mährischen Beskiden ist es auffallend, daß sich die Waldhufendörfer durchweg an die randlichen Teile des Gebirges halten, während im Innern lose Streusiedlungen und Weiler anzutreffen sind. Dies gilt für das Ostrawitz-, Mohelnitz- und Morawkatal. In diesen Tälern folgen kleine Häusergruppen oder Einzelhöfe in ganz unregelmäßigen Abständen aufeinander oder sind über das Gehänge verstreut. Erst gegen die Talausgänge hin treten vereinzelt Waldhufendörfer auf.

In größeren Höhen und im Innern der Beskidentäler finden sich überall ganz lose Streusiedlungen, die aus Einzelhöfen oder kleinen Weilern bestehen.

Sie sind der Lage nach durchaus dem schwierigen Gelände angepaßt. An den Gehängen fehlen ja meist größere Flächen für die Anlage geschlossener Dörfer und so wurde für jeden Hof die günstigste Lage ausgesucht.

Im Saybuscher Becken, besonders an der Sola, sollen sich nach Hanslik (6) noch eine Reihe sog. altpolnischer Haufendörfer erhalten haben, die auf die Zeit vor der deutschen Kolonisation zurückgehen. Budil (2) erwähnt in seiner Dissertation ausdrücklich nur zwei, nämlich Zarzecze und Alt-Saybusch. Nach Kuhn (10) aber gibt es im Saybuscher Becken überhaupt kein einziges Haufendorf, sondern nur Waldhufendörfer. Er nimmt allerdings, und zwar wohl mit Recht an, daß zur Zeit der altslawischen frühesten Besiedlung Haufendörfer vertreten waren; aber durch die deutsche Kolonisation seien sie dann zu Waldhufendörfern umgestaltet worden. Wenn man die Flurformen berücksichtigt, muß man sicher Kuhn recht geben. Es handelt sich tatsächlich durchwegs um Waldhufendörfer, von denen allerdings manche, besonders in jüngster Zeit, sehr stark ausgebaut und dadurch einem Haufendorf ähnlich wurden.

L i t e r a t u r

1. Biermann G., Geschichte des Herzogtums Teschen. Teschen 1894.
2. Budil E., Beiträge zu einer landeskundlichen Darstellung des Saybuscher Beckens. Diss. Wien, 1937.
3. Czekanowsky Y., Zarys Antropologii Polski. Lwów 1930. (Grundriß der Anthropologie Polens.)
4. Fischer E., Die Herkunft der Rumänen. Bamberg 1904.
5. Guttry A., Galizien, Land und Leute. München und Leipzig 1916.
6. Hanslik E., Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden. Pet. Mitt. Erg. H. 158, 1907.
7. Herbatschek A., Die tschechoslowakischen Beskiden und die Fatra. Mähr.-Ostrau 1922.
8. Kötzschke R. u. Ebert W., Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. Leipzig 1937.
9. Kuhn, W., Die deutschen Siedlungsformen in Polen. Deutsche Blätter in Posen. Posen 1929, VI. Jg.
10. — Die mittelalterliche Deutschtumssiedlung im Kreise Saybusch. Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., 77. Bd., Breslau 1943.
11. Lencewicz St., Polen. Warschau 1938.
12. Leszczycki St., Badania geograficzne nad osadnictwem w Beskidzie Wyspowym. (Geographische Untersuchungen über die Siedlungen in den Wyspovy Beskiden.) Prace Inst. Geogr. Univ. Jag. Zes. 14, Kraków 1932.
13. — Osadnictwo zachodnich Karpat Polskich. Wiad. Geogr. 1934. (Die Besiedlung der polnischen Westkarpaten.)
14. Maywald F., Die Pässe der Westkarpaten unter besonderer Berücksichtigung der Paßstraßen der Sandsteinzone. Diss. Leipzig 1907.
15. Machatschek F., Sudeten- und Westkarpatenländer. Stuttgart 1927.
16. Miklosich F., Über die Wanderungen der Rumunen in den Dalmatinischen Alpen nach den Karpaten. Denkschr. Kais. Ak. d. Wiss. Wien 1880.
17. v. Sawicki L., Stosunki ogólne rozmieszenia ludności w Karpatach Zachodnich. (Die Verteilung der Bevölkerung in den Westkarpaten im allgemeinen.) Bull. int. de l'Acad. des Sc. de Crac. 1909.
18. — Wędrówki pasterskie w Karpatach. (Hirtenwanderungen in den Karpaten.) I. Warschau 1911.

19. S a w i c k i L., Almenwirtschaft und Hirtenleben in der Mährischen Walachei. Ztschr. f. österr. Volkskunde. Wien 1915.
20. S c h i e r B., Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Beitr. z. sudetendeutsch. Volkskunde. XXI., Reichenberg 1932.
21. S c h u b a r t - F i c k e n t s c h e r G., Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa. Weimar 1922.
22. S o s n o w s k i K., Beskidy Zachodnie. (Die Westbeskiden.) Biblj. Geogr. Kraków 1924.
23. T a ł k o - H r i n c e w i c z Y., Materiały do Antropologii Górali Polskich. (Material zur Anthropologie der polnischen Goralen.) Polsk. Ak. Um. Prace Kom. Anthr. i Prehist. Nr. 5, Kraków 1934.
24. U d z i e l a S., Etnograficzne rozmieszenie i rozgraniczenie rodów górali polskich. (Ethnographische Gliederung und Grenzen der polnischen Goralenstämmen.) Przegląd Geogr. Warszawa 1918.
25. V á c l a v e k M., Land und Volk in der Mährischen Walachei. Ztschr. f. österr. Volkskunde, Wien 1896.
26. Z a h o r s k i B., Über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung. Osteur. Inst. Breslau 1930.
27. S ł o w n i k Geograficzny Królestwa Polskiego i innych Krajów Stowiańskich. (Geographisches Wörterbuch des Königreiches Polen und anderer slawischer Gebiete.) Warszawa 1881.
28. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. (Mähren und Schlesien.) Wien 1897.

Österreichische Forschungsreisen 1954

Hans Kinzl: Ein Jahr geographischer Forschung in Peru (1954)

Peru ist vor allem als Kernland des Inkareiches und als Sitz einer alten indianischen Hochkultur berühmt, deren Werke die Jahrhunderte überdauert haben. Den Geographen wird aber vielleicht noch mehr seine große landschaftliche Vielgestaltigkeit anziehen, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Denn wo wäre es anderswo noch möglich, bei einer Durchquerung des Landes an einem einzigen Tage die kahle Wüste, das vergletscherte Hochgebirge und den üppigen Tropenurwald zu erleben! Jede der drei Hauptlandschaften von Peru (costa, sierra, montaña) hat dabei auch in kulturgeographischer Hinsicht ihre besondere Eigenart. Als ich im Jahre 1932 mit der von Ph. B o r c h e r s geführten Alpenvereinsexpedition in die Cordillera Blanca nach Peru kam, in das erste außereuropäische Land, das ich kennen lernte, war das für mich ein so tiefes Erlebnis, daß ich das Gefühl hatte, erst jetzt ein Geograph, ja in mancher Hinsicht sogar ein anderer Mensch geworden zu sein. Dies schuf über das Geographische hinaus auch eine stark gefühlsmäßige Bindung an Peru, wie ja Geographen auch sonst die Länder zu lieben pflegen, deren Wesen und Leben sie erforscht haben.

Vergleichende Studien zwischen Alpen und Anden, insbesondere in gletscherkundlicher Hinsicht, waren meine Aufgabe im Jahre 1932 gewesen, und dem gleichen Ziele dienten auch die folgenden Reisen in den Jahren 1936 und 1939/40. Die neue Fahrt nach Peru, die ich, um den Preis großer persönlicher Opfer, aber nicht ohne die Hilfe hochherziger Freunde, im Oktober 1953 antreten